

Angel Wagenstein

LEB WOHL, SHANGHAI



Angel Wagenstein

LEB WOHL, SHANGHAI

Roman

Aus dem Bulgarischen
von Thomas Frahm

Edition **Elke Heidenreich** bei C. Bertelsmann

Das Werk ist 2004 unter dem Titel
»СБОГОМ, ШАНХАЙ« bei Colibri, Sofia, erschienen.

Die Übersetzung des vorliegenden Werkes wurde gefördert
durch ein Arbeitsstipendium des Deutschen Übersetzerfonds, Berlin.
((weitere Ü-Förderung nachtragen))

*Manfred Durniok, der mir China erschlossen hat,
zum Gedächtnis*



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *Munken Premium* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
© der deutschen Erstausgabe 2010
by Edition Elke Heidenreich
bei C. Bertelsmann, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
© der Originalausgabe 2004 by Angel Wagenstein
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-58008-0

www.edition-elke-heidenreich.de

ERSTER TEIL

1

Das Konzert im Festsaal der Dresdner Philharmonie hatte längst begonnen an diesem Abend des 9. November 1938. Die Kristalleuchter an der Decke waren auf Notbeleuchtung gedämpft, so dass die Kerzen, die seitlich an den aus rötlichem Acajubaumholz gefertigten Notenpulten steckten, in noch festlicherem Glanz erstrahlten. Konzertmeister Theodor Weisberg und die Mitglieder seiner Akademischen Philharmoniker trugen dem Anlass entsprechend Smoking. Das ebenfalls festlich gekleidete Publikum im Parkett und auf den Rängen hielt in spannungsvoller Erwartung den Atem an. Sie wird selten gespielt, Haydns Symphonie Nr. 45 in fis-Moll, und es war nicht leicht gewesen, an eine Eintrittskarte zu kommen.

In der Ehrenloge, wo zu Bismarcks Zeiten die Hohenzollern und ihre Vertrauten Platz genommen hatten, saßen an diesem Abend vier SS-Offiziere. Der Ranghöchste unter ihnen, Hauptsturmführer Lothar Hassler, war ein ausnehmend schöner Mann, blond und blauäugig, als wäre er einem jener noch immer an Hauswänden und Litfasssäulen klebenden Plakate von der Berliner Olympiade 1936 entsprungen, auf denen ausschließlich »reinrassige« Ariertypen zu sehen waren, obwohl weder Hitler selbst noch Goebbels oder Himmler diesem Rasseideal auch nur annähernd entsprachen. Hassler hingegen erinnerte mit seinem kantigen Wikingerprofil geradezu an die Helden der Filme Leni Riefenstahls.

Der Jüngste unter den SS-Offizieren, vermutlich sein Adju-

tant, neigte sich zu Hassler hinüber und reichte ihm dienstbeflissen das aufgeschlagene Programmheft.

»*Allegro assai*. Wenn ich mich nicht irre, heißt das so viel wie: »recht fröhlich«, Hauptsturmführer.«

»Das wollen wir doch hoffen«, grummelte Hassler finster, »und zwar nicht nur hier und jetzt, sondern in ganz Deutschland und die ganze Nacht.«

Während Haydns Symphonie ihren musikalischen »Abschied« leicht und duftig in den Konzertsaal ergoss, bekamen auch die letzten Gutgläubigen Anlass, sich von ihrer bequemen Illusion jenes gemütlichen alten Bratenrock-Deutschlands zu verabschieden, das Heine in seinem »Wintermärchen« aufs Korn genommen hatte. Denn diese Nacht von Mittwoch auf Donnerstag würde als »Reichskristallnacht« in die Geschichte eingehen, eine Bezeichnung, die nichts mit den Kristalleuchtern an der Decke der Dresdner Philharmonie zu tun hatte, sondern mit dem Geräusch, das die Schaufensterscheiben jüdischer Geschäfte beim Bersten verursachten.

Ja, in dieser Nacht zertrümmerten in ganz Deutschland sowie im kurz zuvor unter großem beiderseitigen Jubel »angeschlossenen« Österreich Frohnaturen, bis zum Kragen abgefüllt mit Bier, die Scheiben jüdischer Geschäfte, bis es unter dem Tritt ihrer Stiefelsohlen lustig klirrte und krachte. Die zu Tode erschrockenen alten Juden, die, vom Lärm erwacht, nachsehen gingen, was da passierte, wurden durch die Straßen geschleift, nachdem ihnen ein Pappstreifen mit der Aufschrift »JUDE« an die Brust geheftet worden war. Die Synagogen an der Fasanenstraße und der Oranienburger Straße in Berlin sowie die am Schwedenplatz in Wien gingen in Flammen auf; es brannten die jüdischen Gotteshäuser in Leipzig, München, Frankfurt und Stuttgart – und zweihundert weitere ...

Allegro assai – recht fröhlich!

Lothar Hassler hielt sich das Opernglas vor die Augen, ließ

den vergrößernden Doppelkreis über das Publikum wandern, hob es an und verharrte auf dem Gesicht einer jungen Frau mit kupferblondem, sanft von einem der Deckenlüster angestrahlttem Haar, die in der Loge gegenüber saß. Das war die berühmte Mezzosopranistin Elisabeth Müller-Weisberg, Ehefrau des nicht minder renommierten Konzertgeigers Theodor Weisberg.

Als müsste er eigens überprüfen, dass diese prachtvolle Deutsche tatsächlich mit einem Juden verheiratet war, richtete Hassler den Fokus seines Fernglases nun auf den befrackten Mann am ersten Pult der Ersten Geige und ließ seinen Blick lange und voller Neugier auf ihm ruhen. Kaum zu fassen: Dieser gegenüber seiner Frau mickrig wirkende Mann war sogar Mitglied der Preußischen Akademie der Künste!

Draußen ergossen sich unterdessen die Fackelzüge über die Hauptstraße, angeführt von stattlichen Männern, die im bekannten Rhythmus der Schützenvereine – bum-bum-bumbum-bum – die Pauke schlugen. Sollte doch niemand auf die Idee kommen, dass der Deutsche nur in philharmonischen Festsälen musikalisch war. Im Marschtakt der Pauken intonierten sie:

Auf der Heide blüht ein Blü-ü-melein,

Eins! Zwei!

Und das heißt E-e-e-rika ...

Genau an der Ecke, an der sich die renommierte Buchhandlung Meyersohn & Söhne befand, kam einem der frohgemuten Fackelträger die Idee, einen Scheiterhaufen aus Büchern zu bauen, für den er am geeignetsten die Werke von Karl Marx, Heinrich Heine, Sigmund Freud, Lion Feuchtwanger, Stefan Zweig, Thomas und Heinrich Mann, Bertolt Brecht, Anna Seighers, Friedrich Wolf, Leonhard Frank, Baruch Spinoza, Marcel Proust, Franz Kafka und Henri Bergson hielt. Albert Einsteins

Werk *Die Quantenstruktur der Strahlung* tat seinem Titel alle Ehre und sprühte Funkensträußchen, bevor es mit weit geöffneten Buchdeckeln aufflog wie der arme Vogel Phönix.

2

Im Festsaal der Dresdner Philharmonie hatte inzwischen der Schlusssatz der *Abschiedssymphonie* begonnen, »Presto – Adagio«, der Satz, der ihrem Titel *Abschiedssymphonie* Inhalt verlieh. Zwei der Orchestermusiker, der Oboist und der Hornist, rafften ihre Noten zusammen, bliesen ihre Kerzen aus und verließen leise das Podium.

Hinter den Kulissen wurden die beiden Bläser zu ihrer Überraschung von einem Pulk uniformierter SS-Leute schon erwartet, von ihnen verhaftet und grob Richtung Ausgang geschubst. Als die beiden Opfer lautstark dagegen protestierten, bedeutete ihnen ein Mann in Breeches über hochglanzpolierten schwarzen Stiefeln mit zynisch über die Lippen gelegtem Zeigefinger lächelnd, sie möchten doch bitte still sein, um das Konzert nicht zu stören. Im Gebaren des Sturmführers lag nicht das geringste Zeichen von Bosheit – nur die wohlwollende Gesinnung, dass die Regeln guten Betragens auch von Mitbürgern, die an ihre jüdischen Quasselstuben gewöhnt seien, doch bitte eingehalten werden sollten.

Theodor Weisberg sah, ohne seinen Bogen von den Saiten zu nehmen, über die Flämmchen der brennenden Kerzenstummel hinweg, wie hinter den Kulissen seine beiden Kollegen von den braunen Uniformhelden abgeführt wurden. Verwirrt warf er seinem Nebenmann am zweiten Pult einen fragenden Blick zu. Auch andere Mitglieder des Kammerensembles hatten bemerkt, was da vor sich ging, denn ein kaum wahrnehmbarer Aufruhr ging durchs Orchester, als wäre eine Windbö in tro-

22

ckenes Laub gefahren. Doch alle spielten weiter, als wäre nichts geschehen.

Laut Partitur war nun die Zeit für den Kontrabassisten und das Violoncello gekommen, das Podium zu verlassen. Im Gegensatz zu ihren Bläserkollegen ahnten sie schon, was ihnen bevorstand; aber was sollten sie machen? Dies hier war ein öffentliches Konzert, und das ahnungslose Publikum verfolgte jede ihrer Bewegungen. Also packten sie, einer nach dem anderen, ihre Noten zusammen, bliesen die Kerzen an ihren Pulten aus und begaben sich – nach einem letzten fragenden Blick zum Ersten Geiger – zögerlich hinaus. Dort wiederholte sich das Spiel wie gehabt: Der Mann mit den blank polierten Stiefeln machte lächelnd ein Zeichen, doch Ruhe zu bewahren, und flüsterte, bevor er auch sie in Gewahrsam nahm: »Pssst! Ich bitte doch um Respekt vor dem Werk eines arischen Komponisten!«

Der beflissene Adjutant in der Ehrenloge neigte sich zu Lothar Hassler hinüber und flüsterte ihm ins Ohr: »Es ist ein Skandal, dass all diese Orchestermusiker Juden sind!«

»Nein«, entgegnete Hauptsturmführer Hassler, »nicht alle. Jedenfalls glauben manche, es nicht zu sein. Na, macht nichts, wir werden sie schon noch über ihre jüdische Großmutter aufklären. Aber es ist ein Skandal, dass wir es zulassen konnten, wie sie vor unseren Augen ganz Deutschland in eine Synagoge verwandelt haben ... Ah, still jetzt, jetzt ist er an der Reihe.«

Konzertmeister Theodor Weisberg packte seine Noten ein, blies seine und damit die letzte Kerze aus und ging mit steifen Schritten hinaus. Hinter ihm schlugen die Schatten zusammen. Das Podium versank in Dunkelheit ...

Eine geraume Zeit andächtigen Schweigens verging, bevor die Kristallleuchter an der Saaldecke wieder in voller Festbeleuchtung erstrahlten und tosender Applaus den Saal erfüllte. Doch die Musiker, sie kehrten nicht, wie es Brauch war,

23

mit ihren Instrumenten aufs Podium zurück, um sich vor dem applaudierenden Publikum zu verneigen. Sie konnten es nicht mehr.

Die Menschen im Saal waren vielleicht irritiert, doch sie wussten nicht, dass sie gerade dem letzten Konzert der Dresdner Akademischen Philharmonie gelauscht hatten.

3

Bis zum Beginn des neuen Mondjahres waren es noch mehr als zwei Monate. Vorher war nicht zu erwarten, dass die japanischen Besatzer ihr eisernes Regime lockern und Verwandten, die durch die Okkupation getrennt worden waren, gestatten würden, einander zu besuchen. Nach dem julianischen Kalender war es November, das Wetter der Jahreszeit entsprechend. In Deutschland hätte man vielleicht gesagt: Bei so einem Sauwetter schickt man keinen Hund vor die Tür! Doch wir befanden uns in China, und China war bitterarm. Deshalb waren zwischen Lung-Hua und Nan-Shi im Süden und Cha-Pei und Hongku im Norden Shanghais alle Hunde, die den Fehler gemacht hatten, frei auf der Straße herumzulaufen, längst aufgegessen. Die Luft war frostig und feucht. Sie roch nach Bratfett, Gully und Schlamm. Auch die Brise vom Meer brachte keine Erfrischung, sondern nur den Gestank der endlosen Sümpfe an der Wang-Pu-Mündung. Der Wang Pu war der linke Arm des breiten Jangtsekiang, durch den die großen Überseeschiffe den Hafen von Shanghai erreichten.

Es dämmerte. Auf den Aberhunderten von Dschunken, die beängstigend nah an den gewaltigen, hoch über sie aufragenden Schiffsbäuchen der großen Frachter und Passagierschiffe entlangdümpelten, brannten schon die Papierlaterne. Unzählige Lichtstreifen gaukelten und schaukelten über

24

die schmutzige, ölverschmierte Wasserfläche und leckten an schwimmendem Unrat. Auf den Dschunken standen Kleinhändler, die sich gegenseitig in einer Sprache überschrien, die sie für Englisch hielten. Sie boten alles zum Verkauf feil, was sie gerade an Bord hatten: Gemüse, Obst und Fisch, Souvenirs und Talismane oder kleine, aus Büffelhorn oder Nephrit geschnitzte Götterfiguren.

Die von der endlosen Reise gelangweilten Transitpassagiere gafften über die Reling ihrer Überseeschiffe zu den Schreihälsen hinab. Nein, sie würden hier nicht von Bord gehen! Nicht nur, weil die Gerüchte von der Geschicklichkeit der Taschendiebe und Kleinbetrüger am Hafen ihnen Angst eingejagt hatten, sondern auch, weil sie schon in wenigen Stunden ihre Reise nach Süden fortsetzten, nach Singapur, Hongkong oder Macao, manche von ihnen sogar bis nach Manila oder Bombay. Den Passagieren aber, die in Shanghai über schmale Gangways von Bord gingen, stand der Sinn nicht nach Souvenirs und schon gar nicht nach Obst oder Gemüse. Meist waren es japanische Geschäftsleute, Bankangestellte und Makler, die mit der Fährlinie der Schifffahrtsgesellschaft Kobe von den Inseln ans asiatische Festland kamen, um in den neu eröffneten Niederlassungen großer Tokioter Firmen zu arbeiten. Einige hochrangige Regierungsvertreter wurden von Limousinen empfangen. Chauffeure in Uniform und Vertreter der Konsulate oder der großen Banken hielten ihnen den Wagenschlag auf und beförderten sie vom Hafen weiter zum Flughafen Lung-Hoa, von wo aus sie entweder nach Peking oder noch weiter, zum neuen, von den Japanern auf dem Gebiet der Mandschurei gegründeten Staat Mandschukuo, flogen. Später, als die Kapazität der Kriegsschiffe erschöpft war, übernahmen die Fährschiffe auch den Transport militärischer Einheiten aus Japan.

Hoch über den Docks, den Lagerhallen und den niedrigen gelben Gebäuden der japanischen Kommandantur, der Ha-

25

fenverwaltung, der Kontore der Schifffahrtsgesellschaften, des Zollamtes und der Grenzschutzpolizei, über den Kränen und hoch aufgeschichteten Truhen und Ballen, jenseits der schweren schwarzen, vom Lichtkegel der Papierlaternen gesprenkelten Wassermassen des Flusses, spiegelte der bewölkte Himmel den trüben orangefarbenen Widerschein der Hotels und Bürogebäude wider, die entlang des legendären Prachtboulevards Bund lagen. Der Bund folgte dem Flusslauf aufwärts und war der Umschlagplatz für Geld, Kapital und Vermögenswerte schlechthin. In ihn mündeten die in gleißendes Licht getauchten Prachtstraßen, von denen die Menschen auf den Dschunken märchenhafte Dinge gehört hatten. Beim Hören würde es wohl auch bleiben, denn die Menschen auf den Dschunken kamen auf dem Wasser zur Welt, lebten auf dem Wasser, seit sie denken konnten. Ihre Vorväter hatten bis zu den Knien im schlammigen Wasser der Reisfelder an den Flussmündungen gestanden, ohne jemals die im englischen Kolonialstil errichteten Prunkgebäude zuseiten der Boulevards zu erblicken, von den Spielhallen, Tennisplätzen, Herrenklubs, Hotels und Nobelrestaurants ganz zu schweigen, vor denen breitbeinig und mit würdigem Gesichtsausdruck, weißem Turban und lässig in die Schärpe geschobenem Krummsäbel indische Sikhs, massig wie Kleiderschränke, Wache schoben.

Etwas in der Art muss auch der Kapitän des von Roststellen übersäten Frachtschiffs »Tscheljabinsk« gedacht haben, als er, über die Reling gelehnt, auf dem Kartonmundstück einer erloschenen russischen Papyrossa herumkaute. Er machte den Eindruck, als hätten er und sein Schiff alles gesehen: vom Russisch-Japanischen Krieg von 1905, der durch die verheerende Niederlage der Russen in der Seeschlacht bei der Insel Tsushima in der Koreastraße besiegelt wurde, bis hin zu den dramatischen Umbrüchen der Oktoberrevolution 1917 in ihrer fernöstlichen Variante.

Die »Tscheljabinsk« kam aus der Mekongmündung, wo sie Rohkautschuk aus den französischen Plantagen von Indochina, dem heutigen Hinterindien, geladen hatte. In Shanghai wiederum wurde ihr Bauch gefüllt mit Baumwolle und Rohseide, die sie nach Wladiwostok zu verschiffen hatte, wo die Naturfasern ihre lange Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn fortsetzten. Ihr Kapitän schaute gleichmütig den Trägern zu, die über die Landungsbrücke aufs Schiff trippelten. Von ihnen war nichts zu sehen außer einem Paar dürrer Beine; der Rest verschwand unter riesigen Stoffballen. In umgekehrter Richtung liefen andere Träger mit flachen Kisten aus rohem sibirischen Zedernholz, auf denen in Schablonenbuchstaben stand: URALMASH – USSR. Die Ruhe verließ ihn auch dann nicht, als einem ausgezehrten Träger sein Ballen entglitt und er reglos auf dem fettigfeuchten Bord liegen blieb. Vermutlich war es ein Schwächeanfall, denn seinen Tagelohn, einen halben Shanghai-Dollar, sollte er erst in zwei Stunden bekommen. Dieser Betrag hätte mehr als ausgereicht für eine Schale Reis mit ein paar Stücken Lauch sowie ein Kännchen grünen Tee. Der Kapitän gab knapp und ungerührt Anweisung, den Mann zu »entfernen«. Zwei seiner Matrosen trugen ihn in eine Kajüte, auf deren ovale Eisentür ein rotes Kreuz gemalt war.

Eine halbe Stunde später »entsorgten« ihn zwei Trägerkollegen. Niemand, weder auf dem Schiff noch an Land, schenkte diesem kleinen Beerdigungszug Beachtung. Was bedeutete schon ein Träger mehr oder weniger in diesem namenlosen, nach Schweiß und Zwiebeln stinkenden, gesichtslosen Ameisenhaufen namens Shanghai mit seinen Abermillionen Menschen und dem schreienden Kontrast aus bitterster Armut und unerhörtem Reichtum? Die Behörden sammelten Morgen für Morgen Tausende Hungertote von den Straßen auf. Was machte da schon einer mehr oder weniger? Dies geschah in der Nacht

vom 9. auf den 10. November 1938. Bis zum Ausbruch des Krieges waren es keine zehn Monate mehr.

4

Als sie die Vorhänge aufzog, war sie zutiefst enttäuscht. Hilde wusste zwar nicht, *was genau* sie erwartet hatte, doch *dieser* Anblick deckte sich nun wirklich in nichts mit jenen Postkartenansichten, die die Touristen scharenweise in die französische Metropole an der Seine lockten. Im Rechteck ihres Hotelzimmerfensters war eine trostlose Stadtlandschaft aus rußgeschwärzten Fassaden zu sehen, zwischen denen Wäsche hing. Weit unten und so klein, als handelte es sich um die Anlage einer Modelleisenbahn, breitete sich ein Gewirr aus Gleisen, Pfeilen, Hochspannungsleitungen und Signalen aus, zwischen denen Wagons abgestellt waren und eine einsame Lokomotive dampfend und zischend hin und her rangierte.

Das kleine Hotel war für Leute mit begrenztem Reisebudget. Zwei Sterne am Eingang, von denen einer allerdings nicht mehr so recht leuchten wollte, versprachen nicht mehr als nötig, aber auch nicht weniger. Man konnte von hier aus weder den Eiffelturm noch Montmartre sehen, weder den Triumphbogen noch das geschlängelte Band der Seine, dessen Grauschattierung stets die Farbnuancen des Himmels widerspiegelte. Hilde wusste von alledem, auch ohne es je mit eigenen Augen gesehen zu haben. Der Boulevard Saint-Michel, der Louvre, Notre-Dame, ja selbst der Eigentümer des Bistros an der Ecke waren ihr so vertraut wie das Innere ihrer Handtasche. Nein, sie war nie in Paris gewesen, hatte aber während ihres Studiums der französischen Sprache und Literatur an der Humboldt-Universität so viel über diese Stadt gelesen und so viele Abbildungen, Fotos und Filme gesehen, dass sie sich alles ohne Mühe vor-

stellen konnte. Dabei hatte sich in ihr die Sehnsucht entwickelt, Paris in seinem wirklichen Glanz zu erleben. Sie wollte Pariser Luft atmen, ihren Geschmack auf der Zunge spüren und – wenn sie hinunter ins Eckbistro ging, um einen Kaffee zu trinken, würde der Wirt sie schon beim Hereinkommen mit seinem provenzalischen Akzent fragen: »Bonjour, Mademoiselle Hilde! Ça va? Un café et un croissant comme toujours, n'est-ce pas, Mademoiselle Hilde?«

Trotz ihrer momentanen Enttäuschung über den Anblick, der sich ihr aus dem Hotelfenster bot, war sie glücklich, endlich hier zu sein, raus aus der in letzter Zeit bedrückenden Atmosphäre Berlins! Wenigstens für kurze Zeit einmal ihre Sorgen vergessen, den Schauspielunterricht, der sie auch nicht weiterbrachte, und die Idioten, die behaupteten, eben dies zu können, wenn sie ihnen als Gegenleistung für eine Nebenrolle auf der Matratze kurz eine Hauptrolle gewährte. Endlich einmal kein permanentes Umstellen bei den Massenszenen, in denen sie als Statistin mitwirkte, ohne je zu begreifen, warum diese Einstellung unbedingt noch einmal gedreht werden musste. Tag für Tag stand sie sich von morgens bis abends für fünf Reichsmark in Babelsberg die Beine in den Bauch, ohne zu wissen und je zu erfahren, worum es in besagtem Film überhaupt ging. Sie musste es sich gefallen lassen, von dahergelaufenen Regieassistenten scheinbar zufällig angegrapscht und plump belästigt zu werden, und das alles nur wegen der winzigen Hoffnung eines jeden Statisten, eines Tages dem Regisseur »aufzufallen« ... Eines schönen Tages würde dieser von seinem Klappstuhl aus grübelnd seinen Blick über die Reihen schweifen lassen, plötzlich mit dem Finger seine Assistentin zu sich winken und fragen: »Du, wer ist denn die da, die Blonde da hinten?« In diesem Moment würde das ganze sinnlose Spektakel schlagartig aufhören, und der kometenhafte Aufstieg zum großen Filmstar würde seinen schicksalhaften Verlauf nehmen.

In Wirklichkeit passierte so etwas natürlich nie.
Fast nie.

Hilde jedoch war es passiert, und deshalb war sie an diesem Morgen auch nicht in ihrer kleinen Mansardenwohnung in Berlin-Grünwald erwacht, sondern in Paris.

Jemand klopfte vorsichtig an die Tür. Im Spalt erschien der blanke Schädel von Werner Gauke, dem legendären einarmigen Fotografen der UFA. Er hatte seinen Arm in der Schlacht von Verdun verloren; doch das minderte seine Größe als künstlerischer Fotograf nicht im Geringsten. Sein subtil austarierter Chiaroscuro, das Spiel zwischen Licht und Schatten, hatte ihn nicht nur einmal auf die Seiten der Hochglanzzeitschriften gebracht, und große Abzüge seiner Modefotografien hingen in den teuren Schaufenstern an der Friedrichstraße und dem Kurfürstendamm. Berühmt war er auch als Schürzenjäger – auch wenn das bei denen, die ihn nicht persönlich kannten, ungläubiges Staunen hervorrief.

»Sind wir so weit, Püppchen?«, fragte er durch den Türspalt.
»Nimm alle drei Kostüme mit, wir arbeiten den ganzen Tag. Hab uns schon einen Wagen bestellt. Aber erst mal trinken wir einen Kaffee zusammen – Ich warte unten auf dich!«

»Nur eine Dusche, und ich bin schon unten.«

»Zehn Minütchen haste, Püppchen! Ich küsse dich!«

Seine Lippen formten sich schmatzend zum Luftkuss, dann war sein Kopf auch schon verschwunden und die Tür wieder geschlossen.

Im Bistro wartete die nächste Enttäuschung auf Hilde: Der Wirt hatte nichts mit dem Provenzalen ihrer Fantasie zu tun, sondern war eine Wirtin, noch dazu eine aufgedunsene Matrone, die aussah wie eine ehemalige Bordsteinschwalbe, die ihre Ersparnisse in diesem Lokal angelegt hatte. Statt eines echten *café* in einer kleinen Tasse bekam sie eine billige Mischung

in einer großen Schale serviert, deren Geschmack einen nicht gerade geringen Zichorienanteil verriet und sie unangenehm an den Muckefuck erinnerte, den sie in Babelsberg in den Käschemmen um die Filmstudios der UFA vorgesetzt bekam. Immerhin gab es Croissants! Was wäre Paris ohne Eiffelturm, Moulin Rouge und Croissants?

Danach gingen die Fotoaufnahmen los. »Schau mal nach unten? – Lehn dich doch mal an das Geländer – ja, weiter, noch weiter ... – Lass doch mal locker, Mädchen, nicht so steif wie ein Denkmal! – Und jetzt auf der Bank da ausstrecken – weiter, ja, die Tittchen schön raus! – Bisschen rechts, Püppchen, du verdeckst mir ja den ganzen Obelisken!«

Der liebe Werner, füllig geworden mit den Jahren, setzte alle seine in Lederhüllen um seinen Hals baumelnden Kameras und Objektive und all seinen Ideenreichtum ein, um sich der ihm übertragenen Aufgabe – ausdrucksvolle Fotoserien von einer schönen Deutschen vor dem Panorama der französischen Hauptstadt zu schießen – so ehrenvoll wie nur möglich zu entledigen. Nicht nur einmal wischte er sich dabei mit einem riesigen Taschentuch den Schweiß von Stirn und Nacken.

Dass diese Hilde Braun nun hier vor seiner Linse stand, war reiner Zufall ...

Nach 1933 waren alle deutschen Filmproduktionen und Studios – von UFA und Bavaria Film angefangen bis zu TOBIS und Terra – der Kontrolle des nationalsozialistischen Propagandaministeriums unterstellt worden. Die linke Volkskino-Union, die in ihren fruchtbarsten Jahren von Lichtgestalten wie Heinrich Mann, Bertolt Brecht, Käthe Kollwitz und Béla Balasz geleitet worden war, hatte sich in alle Winde zerstreut. Hollywood hatte schon vor Zeiten Ernst Lubitsch, Georg Pabst und Billy Wilder aufgesaugt sowie die Schauspieler Emil Jannings, Lia de Puti, Pola Negri, Elisabeth Bergner, Greta Garbo und Peter Lorre. Lange zuvor hatte der »blaue Engel« Marlene Dietrich

mit ihrem Regisseur Josef von Sternberg eine neue Heimat in Beverly Hills gefunden. Fritz Lang machte sich gleich nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten auf und davon und drehte 1934 in Frankreich seinen berühmten Film *Liliom*. Die deutschen Leinwände verwaisten, die große Zeit von *Kuhle Wampe* und *Doktor Mabuse*, des Klassikers *Metropolis* und der *Straße ohne Freude* von Pabst (mit Greta Garbo) war vorbei, das klassische deutsche Kino – tot.

Da erstrahlte der Stern der Leni Riefenstahl.

Die Karriere der mittelmäßigen Schauspielerin und leidenschaftlichen Sportlerin hatte mit eher durchschnittlichen Bergfilmen begonnen. *Sturm über dem Montblanc* wurde sogar bis in die Tiefen der UdSSR bekannt. Jeder Künstler hat irgendwann einmal seine Sternstunde, und wenn er die nicht verpasst, dann stehen ihm der Weg zu Ruhm und Erfolg offen. Riefenstahls Sternstunde war der Nürnberger Kongress der NSDAP. Damals, es war 1935, drehte sie *Triumph des Willens*, einen Film voller Pathos und Bombast, der an viele sowjetrusische Dokumentarfilme aus jener Zeit erinnerte, nur mit anderer Ausrichtung: Hier war nicht mehr die »Klasse«, sondern die »Rasse« des Menschen Thema. Es folgte eine Reihe weiterer Produktionen der rasch zum Liebling der Partei gekürten Regisseurin, deren Gipfel *Unsere Wehrmacht* bildete, ein Kultfilm, in dem die ästhetischen Parameter des Nationalsozialismus definitiv ausgebildet waren. Leni Riefenstahl hatte tätigen Anteil an der Schaffung jenes Klischees, das sich in das staatlich propagierte überhaupt verwandelte: das Bild des deutschen Soldaten, der zwar »zäh wie Leder« und »hart wie Kruppstahl« war, doch nicht muskelbepackt wie ein Gorilla, sondern von einer beinahe feminin anmutenden nordischen Schönheit. Dieses Idealbild schmeichelte dem Nationalstolz – und niemand schenkte dem unwesentlichen Detail Beachtung, dass weder der Führer selbst noch seine engsten Mitar-

beiter wie Martin Bormann, Helmut Göring, Dr. Joseph Goebbels oder Heinrich Himmler ihm entsprachen. Und von jenen Schönlingen in den höheren Etagen der Macht, die so aussahen, wie der Arier aussehen sollte, wurde zumeist gemunkelt, dass sie homosexuell seien.

Die Olympischen Spiele 1936 in Berlin gaben Riefenstahls Karriere weiteren Auftrieb durch den Film *Fest der Nationen* – eine pathetische Eloge auf das arische Blut. Der schwarz-amerikanische Modellathlet Jesse Owens warf mit seinen vier Goldmedaillen zwar ein wenig Schatten auf die grenzenlose Herrlichkeit und Überlegenheit der weißen Rasse, aber gute Künstler wissen ja, dass Schatten das Licht nur umso heller erscheinen lässt. Der kolossale Erfolg des Films, vor allem unter der nationalsozialistischen Elite, inspirierte Riefenstahl zu einer Fortsetzung. 1938, fast schon an der Schwelle zum Krieg, drehte sie den Nachfolger *Fest der Schönheit*.

Und hier schlug Hilde Brauns Sternstunde. Denn sie war eine auffallend schöne junge Frau, schlank, blond und blauäugig, geradezu die Verkörperung der künftigen arischen Mutter reinrassiger deutscher Kinder und damit ideales Anschauungsmaterial für die Propaganda des Dritten Reichs. Wie üblich war sie als Statistin engagiert worden, doch unter dem Einfluss der Nazi-ästhetik begleiteten Riefenstahls Assistenten ihre Kniffe in Hildes Po mit Komplimenten wie dem, dass ihre Augen klar seien wie skandinavische Seen, und derlei Unfug. Die Maskenbildnerinnen küssten die schöne Statistin zur Begrüßung auf die Wange und sagten: »Da ist sie ja wieder, unsere schöne Walküre!«

Bei so viel Aufmerksamkeit vonseiten ihrer Crew war es nicht verwunderlich, dass eines Tages auch die Schöpferin des *Festes der Schönheit* Hilde bemerkte.

»Wie heißt du denn, schönes Kind?«, fragte Leni Riefenstahl und fuhr sanft mit einem Finger über die Umrisse von Hildes Lippen.

Die junge Frau lief vor Verwirrung rot an. War die große Leni Riefenstahl etwa lesbisch, oder war das nur der mütterliche Ausdruck ihrer Sympathie? War dies der Moment, auf den die kleine Statistin gewartet hatte? Sie schluckte, bevor sie antwortete: »Hilde Braun.«

»Du bist wundervoll, Hilde. Ich werde dich brauchen. Melde dich bei mir, wenn ihr aus Paris zurück seid.«

»Aus Paris?«, fragte Hilde verständnislos.

Riefenstahl hatte auf einmal beschlossen, in ihr *Fest der Schönheit* eine Serie von Standbildern einzufügen mit einer Vorzeigedeutschen, die ihre Vorzüge mit Pariser Hintergrund dekorierte. War das künstlerischer Instinkt? Der Hauch des Krieges lag schon in der Luft, und die Besetzung von Paris war nicht mehr fern. Arthur Neville Chamberlain, der britische Premierminister, von dem niemand mit Sicherheit sagen konnte, ob er ein Genie oder ein Dummkopf war, hatte den Kontinent bei seinem Treffen mit Hitler in München bereits beschrieben.

Fräulein Hilde Braun erhielt einen Vertrag und fünfhundert Reichsmark Vorschuss, eine für sie ungeheure Summe, für die Erlaubnis, ihre Bilder unbegrenzt sowohl für den entstehenden Film als auch für die Seiten des Nazi-Blatts *Der Stürmer* – der »Zeitung für den echten Arier«, wie die Reklame es nannte – zur Verfügung zu stellen.

5

Die Stufen, die zu Sacré-Cœur hinaufführten, wollten kein Ende nehmen. Hilde und Werner hatten darauf verzichtet, die Zahnradbahn zu benutzen, denn beim Treppensteigen konnte der Fotograf spontan auf eine ungewöhnliche Perspektive reagieren und sie in eine seiner genialen fotografischen Inszenie-

34

rungen umsetzen. Hilde blieb stehen und drehte sich um, um auf ihn zu warten, denn Gauke war nicht nur wesentlich älter als sie, sondern auch schwer beladen mit seiner Ausrüstung. Er hatte diesmal keinen Assistenten dabei – ein Beleg dafür, dass das Deutsche Reich alles tat, um die so kostbare fremde Währung nicht zu verschleudern. Endlich hatte Werner Hilde eingeholt. Er wischte sich keuchend die Stirn ab, auf der feine Schweißperlen glänzten, und stieß schnaufend hervor: »Na und, ist unser Püppchen zufrieden?«

Hilde ließ ihren leuchtenden Blick über Paris gleiten, wie eine Eroberin, der diese Stadt schon bald zu Füßen liegen würde. Je weiter man in die Ferne blickte, desto dichter wurde der Dunst, der – verfärbt von der Abendsonne – über dem Panorama lag. Der Eiffelturm, die Seine und ihre Brücken, die Île de la Cité, die Kirche Sainte-Marie-Madeleine und der Obelisk schienen von einem rosaroten Schleier eingehüllt zu sein. O uferloses, ewiges, eitles, sündiges, intimes und hochnäsiges Paris!

In einer plötzlichen Aufwallung der Gefühle küsste Hilde ihren Fotografen auf die Wange. Gauke protestierte gutmütig: »Doch nicht so! So küsst die liebe Tante Frieda den kleinen Peter. Ich hab was Besseres verdient. Denn die Idee mit Paris, die hab ich der Riefenstahl gesteckt, ich allein und kein anderer. Und ich will dir auch gern gestehen, warum. Ich hab nämlich ein Auge auf dich geworfen!«

Er schickte sich an, sie auf den Mund zu küssen, doch Hilde entschlüpfte seinen Armen mit der Wendigkeit eines Fisches und sprang fröhlich weiter treppaufwärts, der zuckerbäckerweißen Kathedrale entgegen.

Oben angekommen, stützte sie die Ellbogen aufs steinerne Geländer. Nun hatte sie einen vollkommen freien Blick über die ganze Stadt in all ihrer Größe und Pracht. Da spürte sie plötzlich auf ihrem Arm die Hand und auf ihrem Gesicht den heißen Atem des Fotografen. Sie wollte Werner nicht düpiieren und zog

35

ihren Arm nicht fort. Sie schaute ihn nur eine Weile verwundert an, um sich dann, als wäre nichts gewesen, wieder in den Anblick zu vertiefen.

»Ich beneide die Menschen, für die Paris ihre Heimatstadt ist. Vielleicht, weil ich keine Heimatstadt habe. Stuttgart hat mir in meiner Kindheit am besten gefallen, aber geboren bin ich da nicht. Und meine Kindheit – passé und perdu. War schon seit zehn Jahren nicht mehr in Stuttgart und weiß noch nicht mal, was aus dem Grab meiner Eltern geworden ist. Tja, und jetzt dieses graue und abstoßende Berlin. Jeden Tag mit der Stadtbahn nach Potsdam. Dann nach Babelsberg ... Dann ...«

»... Und dann die Filmstudios von der UFA mit dem einarmigen Werner Gauke, stimmt's?«

Hilde streichelte ihm liebevoll über die Hand, die noch immer auf ihrem Unterarm lag, zum Zeichen, dass sein kleiner Ausfall ihre freundschaftlichen Gefühle für ihn in keiner Weise beeinträchtigt hatte.

»Ja«, stimmte sie zu, »die UFA, Werner Gauke. Der ›Magier des fotografischen Helldunkel‹. Nicht wahr, so schreiben sie doch über dich? Aber sie schreiben nicht, dass er mein einziger Freund ist in diesen nach Leim und Farbe stinkenden Pavillons, in denen alles eine Lüge auf Zelluloid ist.«

»So ist das eben manchmal. Lügen in vierundzwanzig Rechtecken die Sekunde. Aber nicht immer. Weißt du, wie man die Proportionen der Leinwand nennt? Goldener Schnitt. Und bei den großen Filmen wird das wirklich golden, Püppchen.« Und links fügte er hinzu: »Du bist doch so ein goldener Schnitt. Ich glaub, ich könnt mich glatt in dich verlieben wie so ein Pennäler.«

»Tu's nicht, Werner, denn ich könnte das nicht erwidern. Ich fürchte, ich kann mich überhaupt in niemanden verlieben. Niemals ...«

»Nun aber mal langsam mit den jungen Pferden. Du bist doch erst dreiundzwanzig ...«

»Mit dreiundzwanzig weiß der Mensch alles, was zu wissen sich lohnt. Der ganze Rest, den die Leute in ihrem verbleibenden Leben noch dazulernen, das sind doch bloß Einzelheiten ...«

In einem kleinen, ausschließlich von Touristen besuchten Restaurant gleich hinter der Kirche aßen sie zu Abend. Die Gegend wimmelte von Künstlern, die vor den Augen der Passanten jahrein, jahraus immer wieder ein und dasselbe Motiv zeichneten – die Basilika Sacré-Cœur –, ein Souvenir aus Paris für zehn Francs. Kirche und Kunst waren eine so symbiotische Beziehung eingegangen, dass van Gogh hier offenbar als Heiliger verehrt wurde: Das steile Sträßchen, in dem sich das Restaurant befand, nannte sich Rue Saint-Vincent.

Hilde stocherte in ihrem Coq au vin, nippte an ihrem Wein und stocherte wieder.

»Du trinkst viel und isst gar nichts«, tadelte Gauke sie.

Worauf Hilde schlagfertig konterte: »Und du isst viel und trinkst gar nichts.«

In ihrem Kopf schien sich ein Gedanke eingenistet zu haben, der sie völlig in Beschlag nahm; sie wirkte vollkommen abwesend.

»Du hast mir noch gar nichts von deiner Frau erzählt, und von deinen Kindern. Wie viele sind es denn – zwei, drei?«

»Zwei. Bestehst du darauf, dass ich dir von ihnen erzähle?«

»Nicht sonderlich. Nur ... Ich kenne euch deutsche Männer allzu gut. Genau jetzt, abends um ...« – sie schaute auf ihre Armbanduhr – »... um kurz vor halb zehn kommt die Zeit, in